

*1. August 1664, Mogersdorf an der Raab. Nachts*

Der Himmel hatte alle Schleusen geöffnet. Der feuchte Ufermorast in den Flussschlingen der Raab und der prasselnde Regen unterdrückten den Blutgeruch, der noch vor wenigen Stunden auf der sommerdurchglühten Landschaft gelastet hatte. Eine der wichtigsten Schlachten zwischen den Osmanen und dem Heer des Kaisers war vorbei. Gerade hier, im steirisch-ungarischen Grenzland, war der unvermeidlich gewordene Zusammenprall zweier Welten eskaliert. Noch brüllten und heulten tausende Schwerverwundete, immer leiser werdend, ihr Klage lied in diese Nacht des Infernos. Noch zahlreicher aber waren die schweigsamen Leiber der Gefallenen, deren Leichenstarre bedingt durch die Regenschleier verzögert einsetzte. Am Horizont rauchten die letzten Reste von Mogersdorf, zischend durch den Regen gelöscht.

Durch die nassen Leichenberge suchten sich vier schmutzige, gierige Hände ihre Ziele. Unter dichtem Uferbuschwerk hatten sie gerade einen Haufen toter Janitscharen entdeckt. Ja, es konnten nur Janitscharen sein. Ihre hohen Messingkopfreifen mit der Federhülse, der Börka und dem langen weißen Kopftuch lagen verknautscht neben ihnen im Dreck. Der eine Mann, von dem nur ein massiger dunkler Schatten zu erahnen war, stemmte sich gegen die Büsche. Die Tropfen durchnässten seinen nur halb so umfangreichen Nachbarn.

„Scheißdreck, elender!“, knurrte der, sich heftig schüttelnd.

„Dann wart halt auf ein Mailüfter!“, brummte der dunkle, mächtige Schemen und wischte sich dabei seine blutüberströmte Hand im Morast ab. Er war soeben in den offenen Hals eines erbeuteten Christenschädels hineingetreten, der

noch vor wenigen Stunden am Gürtel eines Janitscharen gebaumelt war.

Viele Gefallene auf beiden Seiten waren noch junge, unerfahrene Burschen gewesen. Mit einer überraschenden Kriegslust hatten sich in der vergangenen Nacht über viertausend Spahis, die adeligen Lehensreiter der Osmanen, und nochmals so viele aufgesessene Janitscharen, deren selbstmörderische Infanterielite, über eine Furt der damals noch kümmerlich dahinplätschernden Raab an das Hauptlager des Generalfeldmarschalls Raimondo Montecuccoli geschlichen.

Wie schrecklich war das Erwachen der Kaiserlichen gewesen, mitten in der Nacht, zu einer Zeit, zu der kein Christenmensch eine Schlacht geführt hätte. Da waren plötzlich die Streitkolben fürchterlich in Schädel gekracht und scharfe Yatağane hatten die noch schlaftrunkenen Häupter von den Leibern getrennt. Jeder Schädel am Gürtel bedeutete für einen Yeni çeri bei der Rückkehr Anerkennung und eine fette Sonderprämie. Da hatten keine erhobenen Hände genutzt. Kein Gejammer des Ergebens. Es waren keine Gefangenen gemacht worden. Das ohrenbetäubende Allahgeschrei hatte ein Übriges getan. Das war neu gewesen für die kaiserliche Truppe. Panik hatte sich breitgemacht. Die Urgewalt dieses Massenangriffs hatte einen Großteil des kaiserlichen Lagers sich in alle Winde zerstreuen lassen.

Aber die Gier des Siegers nach Beute, das zu früh begonnene Plündern in der Zeltstadt des kaiserlichen Hauptquartiers und in den Mogersdorfer Katen, hatte den bisher so erfolgreichen osmanischen Angriff verzögert.

Das Überleben der letzten Kaiserlichen war auf des Messers Schneide gestanden und der tatkräftige, allerdings noch kriegsunerfahrene Großwesir Köprülü Mehmed Pascha hatte schon triumphierend seinen Herrn gepriesen.

Montecuccoli hatte gekämpft wie ein Berserker, hatte auf die panisch zurückweichenden Soldaten eingeschlagen. „Wir sind verloren!“, hatte ihm ein pferdeloser junger Dragoner voll Panik ins Gesicht geschrien, worauf Montecuccoli ihn wieder zurück in die Vernunft gebeutelt hatte: „Zuerst kämpf einmal, du Hurensohn!“

So hatte er in der kurzen Verschnaufpause seine Truppen umzudirigieren vermocht. Und durch schneidige Attacken der deutschen Kürassiere von den Flanken her, nur mit blankem Pallasch in die Feindeshaufen galoppierend, waren die osmanischen Streiter in die Raab getrieben worden. Ins Wasser, das durch den Gewitterregen, der kurz zuvor eingesetzt hatte, zu einem reißenden Fluss geworden war. Zu Hunderten waren die Reiter ertrunken, die das aufgeweichte und unterspülte gegenüberliegende Ufer nicht mehr hatten erreichen können. Zu groß war die Habgier der Fußtruppen gewesen, um von ihrer Beute zu lassen. Jämmerlich ersoffen die Janitscharen in den Wellen. Mit ihren weit ausgebreiteten Mänteln, die wie schaurige, helle Fledermausflügel anmuteten, trieben die Leichen der Spahis flussabwärts.

Die beiden Leichenabstierer wühlten sich weiter durch die Berge von Toten. Sie fühlten ihre Sternstunde gekommen. Hans Mayr, der mächtigere der beiden Schnapphähne, hatte blutunterlaufene, vor Gier glitzernde Augen. Unter seinem speckigen Filzstumpfen sammelte sich der Schweiß, rann die schütterten Haare entlang und tropfte, mit Regen vermischt, in die tränenden Augen. Auf seiner Stirn hatte sich durch die gierleckende Anstrengung eine steile Dreierfalte, wie eine aufgerichtete Mistgabel, geformt. Die osmanischen Fußtruppen mussten beim Plündern des kaiserlichen Lagers fette Beute gemacht haben. Jetzt war alles sein. Im breiten Ledergürtel der Leiche, die er gerade untersuchte, erstocherte er einen vollen Geldbeutel und

ließ ihn schnell in seinem Schnappsack verschwinden. Hier musste noch mehr zu finden sein. Das hätte seine Mutter selig noch erleben müssen. Die arme, ausgemergelte Landstörzerin! In einem Straßengraben im Münsterland war sie, als er noch ein hungriges Bürschchen gewesen war, elend krepirt. Unter ein paar Steinen hatte er sie verscharrt. Wenigstens ein prächtiges Leichenbegängnis würde er ihr nun spendieren können. Mit sieben fetten Pfaffen und hunderten Seelenmessen und Kerzen. Er würde es nachholen. Nichts hatten sie mehr zum Beißen gehabt, als der Frieden bei Osnabrück verkündet worden war. Mühsam durchgeschlagen hatte er sich. Nichts mehr zu stehen, nichts einzusacken. Ein Wunder war es, dass er es zurück in seine Heimatstadt Wien geschafft hatte, die während des langen Krieges nicht zerstört worden war. Wo es genug zum Fressen und zum Saufen gab. Und für ehrlicher Hände Arbeit gesorgt war. Wenn auch nicht nach seinem Geschmack. In der Badstube beim Stubentor hatte er Feuerholz gespalten, Wasserzuber geschleppt und gelernt, besoffene Gäste rauszuwerfen und auszunehmen. Seine Kraft hatte ihm Respekt verschafft. Nur das vermaledeite Würfelspiel hatte er nicht lassen können. Ein behagliches Auskommen bei der gierigen Badevettel und ihren verblödeten Badhuren hätte er gehabt. So aber hatte er vor der Stadtguardia untertauchen müssen, um sich bei einem aufgedunsenen Metzger weit vor den Toren Wiens, bei den „Fünf Häusern“ am Wienfluss, zu verdingen. „Zum Teufel mit allen fetten Fleischern! – Pest und Syphilis auf alle Weiber!“, knurrte er hasserfüllt.

Sein hagerer, vogelgesichtiger Kumpan grub unterdessen aus dem Leichenhaufen den Körper eines zarten Offiziers aus. Eine prächtig ziselirte, sichelförmige Axt und ein steinbesetzter Kiliç, das breite Offiziersschwert, lagen unter dem Leib des Beß. Dann grapschte er sich die Tapferkeitsaigrette an der goldverzierten Börka des Toten. Mayr stutzte. Schnell ließ er

eine massive Goldkette in seinem Sack verschwinden, dann knurrte er argwöhnisch und drohend in Richtung des Dürren: „Wer an Mayr veroascht, geht selber in Oasch!“

Sein hagerer Kumpan brummte nur verächtlich zurück. Er war der Ältere der beiden. Schon im Dreißigjährigen Krieg hatte er sein Handwerk erlernt. Und immer hatten ihn Schlachtfelder wie dieses gut über Wasser gehalten. Kriege gab es überall. Marketer ebenso. Und Soldaten brauchten eben Branntwein, Knaster, Würfelspiel, Dinge des täglichen Bedarfs und Huren. Überall konnte man überleben, wenn man nur listig war und wusste, wie. „Mayrburli, net auf dei Herrl schnappen!“, wies er ihn zurecht.

Der Mayr Hans war ein Bulle von einem Mannsbild, ein fortgelaufener Metzgergehilfe, der damit protzte, die Tochter seines Herrn mehrmals hintereinander vergewaltigt zu haben, und dann noch die Mutter dazu. Aufgegabelt und als Lastenträger angeheuert hatte er ihn vor diesem Kriegszug. Eine vier-schrötige Kraftmaschine, die ein Rind mit einem Axtschlag töten konnte. Aber viel zu impulsiv, zu bestialisch und noch zu wenig verschlagen, um sich in dem gefährlichen Beruf zu bewähren.

Überlegen grinste er zahnlücklich vor sich hin und spuckte aus. Nach diesem Raubzug würde er ein gemachter Mann sein. In seinem Kopf leuchteten ein friedlicher Weingarten an der Donau, ein gemütliches Hauerhaus. Klatschend holte ihn ein neuerlicher kalter Regenguss in seinen Mantelkragen in die Gegenwart zurück. Mayr robbte sich kotüberspritzt durch die Leichen heran. Sein Weinbrand-Atem waberte. Mit einem Fußtritt schleuderte er den Rundschild eines Reiters ins Dunkel. Wie lange waren die Feigenruten in Marmaris gewachsen, um, mit roter Seide umwunden, zu diesem Schild geflochten zu werden? Eine Woche lang hatte die Familie eines Stambuler Ziseleurs gebraucht, um die Koransuren in den Messingbuckel

des Schildes zu treiben. Plunder. Heidenzier. „Such drüben weiter, Hans!“, mahnte ihn der Erfahrene. „Ich glaub, dort liegen auch kaiserliche Offiziere. Gute Beute.“

„In Oasch mit deine Offizier!“, schrie Mayr zurück. Mit einer mächtigen Schaufelbewegung seiner dicht behaarten Prätzen wirbelte er den nächsten toten Türken auf den Rücken, sodass dessen Halswirbel knackten. Ein juwelenbesetzter Kinkaldolch wanderte in seinen Sack. „Net frech werden, Burli! Mach, was ich dir sag! Ich rat dir’s gut!“, zischte Vogelgesicht dämonisch. Solche Raubzüge waren immer eine Gratwanderung. Wie viele alte Kumpel hatte er schon ausgetrickst. Und hatte überlebt. Vorsicht und Geschwindigkeit war sein Überlebensmotto. Dabei tastete der Alte an den Fingern des kleinen Beß herum. Kaum traute er seinem Gefühl, darum wiederholte er die Tapserei. Was für ein Ring, den der an seinem Zeigefinger trug. Wem er den gefladert hatte? Riesig! So etwas hatte er in seinem ganzen Beuteleben noch nicht gespürt. Woraus war der Stein? Wie ein großer Hirschkäfer. Es gab keinen Vergleich in seiner reichen Erinnerung. Das Morgenlicht würde es zeigen. Tief beugte er sich über die regennasse, aufgequollene Hand und werkelte an ihr umher. „Sapperment!“ Der Ring hatte sich in einen wasserquatschenden Ärmelstoff verhakt.

Kaum nahm er den Pfiff des Windhauchs wahr, erschrak er und wollte rasch zur Seite rollen, da traf ihn schon der Beilhieb. Anstelle des Aufschreis rang sich nur ein Röcheln über seine Lippen. Seine Schulter hatte den Schlag zwar abgelenkt, der Streich, seitlich geführt, war aber derart wuchtig, dass sich die Schneide bis zu seiner Kehle in den Hals furchte. Sein hasserfüllter Protest war kaum mehr vernehmbar, da sauste ein zweiter Hieb Mayrs in seine Halswirbel. Mit einem schrecklichen Knacken wuchtete der junge Riese das Beil aus dem Hals des Alten. Kein Zucken mehr. Zu langsam, der Greis. Mayrs breite Stirn legte sich in Falten über die wulstigen Augen-

brauen. Fieberhaft konzentrierte er sich nun auf den Ring. Wieder blitzte die Axt und höhnisch grinsend ließ Mayr die fingerlose Hand los. Ein paar Mal musste er im Morast tasten, dann fand er den weichen, aufgedunsenen Finger mit dem riesigen Ring wieder. Befriedigt grunzte er, als er den jetzt nutzlosen Körperteil fallen ließ und das Schmuckstück in Augenschein nahm. Das war der Fund seines Lebens. Egal welcher Stein da dran war. Es musste jedenfalls ein besonderes Juwel sein. Jetzt war er reich! Unermesslich reich! Mit drei Streichen. Mitten im strömenden Regen führte er einen Freudentanz auf. Dreihundert Seelenmessen für seine arme verscharrte Mutter. Der Taumel währte aber nur kurz. Denn plötzlich klatschte es aufspritzend im Wasser hinter ihm. Erschrocken wandte er sich um. Gott sei Dank, nur Frösche! Ein Nachzügler quakte seinen Protest in die Nacht.

Bis zur Morgendämmerung musste er die zwei schweren Schnappsäcke durch die Linien weit ins Steirische geschleppt haben. Verächtlich verzichtete er auf seine Habseligkeiten in der Etappe. Es keuchte in ihm: „Nur fort! Weg!“ Die rauschende Raab und ihre Leichen in seinem Rücken lassend, hastete er, immer wieder stolpernd, in die Dunkelheit.

*Drei Jahre später, Wien, Sommer 1667*

Die mollige, gutmütige Barbara hasste drei Dinge: Hunger, Hitze und Hans Herkomber, ihren gockelgleichen Vormund. Und es war glühend heiß in jenem Sommer des Jahres 1667. Eine bleierne Hitzeglocke lag über der Stadt. Die Vorfreude, ein wenig das kühlende Nass der Donau genießen zu können, beflügelte ihre Schritte. Lächelnd erwiderte sie den ehrerbietig entrichteten Gruß einer jungen Frau, die, mit einem Stoffballen beladen, schwitzend an ihr vorüberaumelte.

„Ob diese Höflichkeit wohl mir oder dem Geldbeutel meines Vormundes gegolten hat?“, durchzuckte es ihre Gedanken.

Sie straffte ihre Schultern und mit einer energischen Geste schob sie die sich aus ihrem Haarknoten lösende Strähne zurück an ihren Platz. Dieser Hans Herkomber war ein herrischer, derber Wichtiguer, aber er hatte sie nach dem Tod ihrer Eltern ohne Murren in sein Haus aufgenommen. „Ist die Pflicht eines Christenmenschen“, hatte er gesagt. Und wie musste sie dafür büßen!

Sie warf einen langen Blick auf die wagemutige Holzkonstruktion, die in einiger Entfernung vor ihr lag. Es war der einzige feste Zugang zur Stadt. Und ihr Vormund war der Herr und Mauteinnehmer dieser Brücke.

Seine Knechte wachten Tag und Nacht über alles, was darüber nordritt, rollte und getrieben wurde. Alle Waren aus dem Norden mussten hier passieren. Jeder, der die Schlagbrücke überschritt, musste hier seine Maut bezahlen. Herkomber wusste durch seine Kontrolle immer, was aus dem Reich, aus Stockerau und Korneuburg, aus Prag oder Brünn, gar aus dem fernen Polen in die Stadt kam. Immer war er auf dem Lau-

fenden. Und erfuhr er etwas nicht aus erster Hand, so saß er doch oft genug in einer der vielen Schenken an der Brücke oder gegenüber an der Stadtmauer, wo man das Neueste an den gemeinsamen Tisch brachte. Seinen listigen Äuglein entging wenig, seine Ohren unter der schweißtreibenden Perücke waren scharf genug, jedes Gerücht aufzuschnappen, um sich einen Reim darauf zu machen. Dann konnte er wieder mit seinen Neuigkeiten prahlen.

Ob er jetzt wohl wieder drüben in der Weinschenke „Zum grünen Baum“ in den Kasematten des Neutors saß? Der Frau des Vormunds behagte die Gesellschaft nicht, mit der er sich dort herumtrieb. Auch nicht die feilen und zugleich geilen Weiber, an denen der alte Sack so gern herumfummelte.

Stolz schaute Barbara auf die starken Mauern jenseits des Flusses. Nur wenige Dächer und Türme ragten über die Vorwerke, Basteien und Befestigungen. Trotz der häufigen Schmähworte ihres Vormunds über die zweifelhafte Wehrhaftigkeit des Mauerwerks der Basteien: Dieses Wien war eine Festung, wie es sie in ihren Augen wohl weit und breit kein zweites Mal gab. Dieser Ausblick vom Norden, über den Strom, auf ihre Stadt war überwältigend.

Sie war an ihrem Ziel angekommen und mit einem Seufzer der Erleichterung nach der Wanderung in der Hitze entledigte sie sich des Vorder- und Rückteils ihres obersten Rocks, legte sie auf das üppig wuchernde Gebüsch der Uferböschung und ließ sich nieder. Der Strom führte Niedrigwasser. Jeder neue Wirbel am Ufer ließ einen schlurfenden Ton der Donaukiesel aufsteigen. So rasch der Fluss auch in der Mitte dahinfließ, hier am Ufer verding sich sein Druck. Aber das Donaurauschen, dieser tief brummende Urlaut, übertönte jetzt alles. Drang in alle Poren. Der Donauduft zog in sie ein. Erfasste alle ihre Sinne.

Genussvoll patschte sie mit ihren nackten Füßen im Uferschlamm. Sie reckte ihren Kopf. Johlen von der Strommitte

her ließ sie aufblicken. Ein plumpes Holzschiff – eine Ulmer Schachtel mit ihren langen Steuerstangen an Bug und Heck – trieb rasch vorüber. Die gelben Streifen am schwarzen Rumpf zeigten ihr, dass die da drüben aus dem Bayrischen kamen, einen Teil ihrer Fracht gegenüber am Schanzel losgeworden waren und es nun rasch weiter nach Hainburg ging. „Vielleicht noch am Abend könnten sie dort sein“, dachte sie.

Hainburg – Grenzland. Bald danach kam schon Ungarn – wie weit weg das von hier schien, und doch nur eine Tagesreise mit dem unförmigen Schiff. Sie beobachtete, wie geschickt die Steuerleute sich in die Ruder legten, um den Strudeln an der weiter stromabwärts liegenden Schlagbrücke zu entgehen. Laut schallten ihre Rufe über das Wasser, als sie einen Fährmann mit seiner Überfuhr passierten. Übermütig tönte ihr Hohn, als die von Wind und Wetter gebleichte kleine Zille in den Wellen des vorüberauschenden größeren Gefährts zu schwanken begann und die Passagiere protestierend zeterten.

Barbara kniff die Augen zusammen. Kaum konnte man die Sonne hinter den bleiern Wolken erkennen, und doch blendete sie hier am Wasser. Kein Lufthauch regte sich. Kein Vogel sang. Es war wieder einer dieser lähmenden Augustnachmittage, die man nur im oder wenigstens am Wasser überleben konnte.

Sie setzte ihre neugierige Wanderung im Seichten fort, wischte mit ihrer Linken die störend überhängenden Weidenzweige vor sich weg und stieg mit geschürzten Unterröcken ein wenig tiefer ins gurgelnde Nass. Das Wasser floss hier schneller und war bedeutend kühler. Ein tieferes, zitterndes Schmurgeln der Donaukiesel tönte unter ihren Füßen, ließ ihren Körper leicht vibrieren. Über der Flussaue lastete die feuchtschwüle Luft. Tief sog sie den leichten Modergeruch ein.

Beinahe wäre sie über ein Bein gestolpert, das vor ihr halb im Matsch festgesaugt war. Eine weiße Wade lag zur Hälfte

bloß, über der schlammverschmierten Kniehose schwarzes Tuch. Das andere Bein war, seltsam abgewinkelt, im Weiden-dickicht sichtbar.

Rasch drang sie in das von Mücken- und Fliegengesumm wimmelnde verhangene Gezweig ein.

„Jesus und Maria, ein Toter!“, entschlüpfte ihr ein Ruf des Entsetzens, und das aufgeregte Pochen ihres Herzens übertönte für Sekunden das Rauschen des Wassers. Noch hatte sie ihre Faust an den Mund gepresst, als sie ein leises Stöhnen zu vernehmen glaubte, das aus dem dunklen Stoffbündel kam. Mühsam, auf den nassen Steinen Halt suchend, wagte sie sich näher heran.

Ein schmaler, schwarzhaariger junger Mann lag bäuchlings vor ihr, der Ärmel seines Überrocks war zerrissen, auch das Hemd an der Schulter. Blut sickerte aus den langsam verschorfenden Wunden am Hals und am Schulterbein.

Wie weiß seine Haut ist, dachte sie, und der Kontrast zum roten, in den grauen Sand tröpfelnden Lebenssaft war trotz des schattigen Halbdunkels ein Eindruck, der sie noch Jahre verfolgen würde.

Der Mann lag mit der rechten Wange tief im Sand, seine blutige, aber feingliedrige Rechte hatte sich im Gezweig verfangen und das dicke schwarze Haar breitete sich über sein Gesicht aus, wie um es vor den Blicken Neugieriger zu schützen.

Sie kniete neben ihm nieder, strich ihm mit sanfter Hand die nassen Haare aus dem Gesicht und bemerkte die Schläfenlocken vor seinem Ohr.

Ein Jud!, fuhr es ihr durch den Kopf, und schlagartig tönte die Stimme des von der Kanzel drohenden Paters Abraham a Sancta Clara in ihrem Ohr: „*Ob schon die verstockten Hebräer und Mauscheln Christum in alleweg und allezeit fluchen und schmähren*“ oder so ähnlich. Verwirrt rasten ihre Gedanken hin und her. Durfte sie ihn überhaupt berühren?